

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 52

Artikel: Die Vereinsamten [Schluss]

Autor: Schmid-Marti, Frieda

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647239>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Babette angeboten, sie wolle jede Strafe, die sie ihr zuerkenne, willig von ihr annehmen. Sie besann sich also keinen Augenblick, machte mit ernster Miene kehrt und sandte nur noch eine traurig wirkende Gebärde in der Richtung der Kirchgasse hin, wo sie ihre Angehörigen unterm Volk versteckt ahnte, vom erschütternden Vorgang mehr gepeinigt und gestraft, als sie selbst es war. Und dann senkte sie den stolzen und klugen Kopf und trollte sich trotz all ihrer Schönheit und Damenhaftigkeit mit langsamem, zaghafte Schritten zum Dorf hinaus wie ein geschlagenes Hündlein. Unten an der Rheinbrücke setzte sie sich hin und sah lange zum Dorfe hinauf und auf den Kranz der geliebten Berge; ihre Augen waren feucht, aber ihr Gesicht war feierlich und still. Sie empfand in dieser Stunde die Berechtigung des Dorfbannes und liebte ihre Heimat nur noch tiefer um einer Härte willen, in der nichts lag als ein leises Be- mühen, dem blinden Walten des Geschides Sinn zu geben.

Einige Tage nach diesen Vorfällen reiste Lina Hutter mit ihren Kindern und ihrer Schwiegermutter nach Amerika zurück. Kurze Zeit darauf meldete ihr ein Schreiben des Ammann Hergiser, daß die Gemeinde in Anbetracht ihrer offensichtlichen Reue den Dorfbann von ihr genommen habe; zugleich schrieb ihr ihre Mutter, daß die Babette Schneider seit jenem Tage, wo sie der Lina gegenübergestanden, vom ganzen Dorfe ziemlich gemieden werde und daß niemand mehr rechtes Mitleid mit ihr haben könne. Im Gegenteil trete jeder vernünftige Mensch für „die prächtige Frau Hutter“ ein und gäbe dem Xaver recht, daß er sich diesen Schatz gegriffen und die weinerliche Babette vom Halse gehalten habe. So ist der Lina Hutter wahrhaftig auch diese Sache wieder zum Guten ausgeschlagen. Sie ist dann drei Jahre später noch einmal nach Zaug gekommen, um ihre Mutter abzuholen, und ist dabei mit allen Ehren empfangen worden, während die Babette es flüchtig vorzog, in dieser Zeit eine Base in Valens aufzusuchen.

Wer aber nun nach dieser Geschichte der Ansicht ist, daß es mit der Gerechtigkeit in dieser Welt doch eine sehr windige Sache sei, dem kann ich nur mit betrübtem Herzen zustimmen. Immerhin haben die Zauger getan, was sie tun konnten, und es ist vielleicht schade, daß es nicht mehr solcher Gemeinden auf dem Erdball gibt, es wäre doch möglich, daß das grobe Uhrwerk des Weltgeschehens, das jetzt so gefährlich in Verwirrung geraten ist, dadurch eine feine und wohlätige Regulierung erhielte.

— Ende —

Die Vereinsamten.

Von Frieda Schmid-Marti.

(Schluß)

Nun war es Weihnachtsabend. Die Erde hatte ihr herrlichstes Feierleid umgetan, hatte sich in ein silberrieselndes Gewand gehüllt. Jedes Bächlein lag erstarrt. Die Straße lief wie ein unberührtes weißes Band. Jede Fußspur war weich und rein, selbst die vom patschigsten Holzsab. — Ferdinand Huggler umgab an diesem Tag seine Frau mit viel Liebe und rührender Sorgfalt. Sie sollte die Einsamkeit nicht fühlen.

„Anna, heute, gegen Abend machen wir einen Spaziergang zusammen. Es ist so ekt weihnachtlich draußen.“ „Ja, Ferdinand, wenn du glaubst ...“ „Aber ja, warum denn nicht? Es ist doch schön, daß wir einmal so recht Zeit haben

für einander, meinst du nicht auch, Anna?“ ... „Doch, Ferdinand.“

Es war in den beiden eine leise Unsicherheit, eine Beklemmung. Sie wußte nicht weshalb. Eine große Unruhe war in Anna Huggler. Die Weihnachtspäckli waren alle fort, schon seit Tagen. Die Kinder, und wen sie sonst bedenken wollten, beschäftigt. Und jetzt plötzlich hatte Frau Huggler so viel, viel überflüssige Zeit. Das war doch seit Jahren nie so gewesen. Es war keine Geschäftigkeit mehr im Hause. Anna Huggler fürchtete die Zeit... Sie griff da und dort etwas auf, und legte es wieder hin. Es hatte alles keinen Zweck und Sinn. Und die Stille im Hause... Sie wuchs immer noch... Bei Andrits drüben waren die Zimmer hell erleuchtet, war ein geschäftiges Hin und Her — man sah es durch die dünnen Vorhänge —. Ein Läuten und Türenschließen, ein Lachen, und jetzt ein Flüstern und Tuscheln, und wieder ein silbernes Lachen, das hell und frohmüsig, erwartungsvoll in die stille Winternacht schlug. — Und bei ihnen lag des Hauses Front — dunkel. Die Fenster starnten trübselig in den heiligen Abend.

Jäh schoss Anna Huggler von ihrem Fensterplätzlein, wo sie gesessen hatte, auf, lief eilig durch alle Stuben und drehte da und dort das elektrische Licht auf. Licht, viel Licht sollte wenigstens sein im Hause an diesem einsamen Abend... Sie schritt durch die Zimmer der Kinder, strich hier noch ein Deckelchen zurecht, rückte da eine Vase besser ins Licht.

In Linelis fröhlichem Mädchenstübchen blieb sie stehen und sah lächelnd nach dem bunten Land, der Wände und Schränklein zierte. Da hing ein schwarzes Herzlein an schwarzrotem Band. Darauf stand: Aus Liebe. — Dort hingen und lagen in funterbunter Unordnung Abzeichen neuzeitlicher Jugendbünde. Es waren Karten mit handgemalten Kränzlein und Kreuzen, mit Stecknadeln und Reissärgeln an die Wand gehaftet. Bilder und Sprüche waren teilweise genial und mit Schmied hingeworfen.

Anna Hugglers schlanke Frauenhand nahm ein solches Abzeichen von der Wand und las: „Denn in vereintem Wollen liegt auch vereinte Kraft...“ Auf einem andern stand: „Wir sind jung, die Welt steht offen...“ Auf dem Bücherbrett lagen und standen Bücher: der Zupfgeigenhansel, Fahrtenlieder, Schriften über modernes Mädchenturnen, Reigen, daneben Klassiker, Parzival und andere. Liebe, vertraute Bücher, die Anna Huggler wohl kannte. Daneben Fremdlinge, die Lineli mit Schwung und Begeisterung als neue Lebensweisheit pries. Drüben an der Wand hing eine Laute mit breiten, roten Flatterbändern. Darauf ward gestickt: „S'ist mir alles ein Ding, ob ich lach oder sing“... Friedlich daneben baumelten ein Rucksack und ein derber Bergstöck. Daran hingen: ein verwitterter Wetterfels von unbestimmter Farbe und ein verwelkter Bergblumenstrauß. „Piz la Margna, 25. Juli“ stand auf einem Zettelchen, daran gehaftet. In einer Ecke stand eine zierliche Handharfe.

Von Linelis Stübchen führte die Verbindungstüre in Lillys einstiges Mädchenreich. Die Türe stand offen und Anna Huggler lehnte am Gebälk, so daß ihre Augen, wenn sie sich im Spiel nach links und rechts wandten, die beiden Welten ihrer Kinder umfassen konnten. Und zwei Welten waren es, welche die Türe schied... Alles war in Lillys Stube so belassen wie damals, da die Tochter noch im Elternhaus weilte. Noch wehte der sinnige Ernst der Schönheitssucherin hauchzart durch den Raum. Alles in dem Mädchenreich atmete Ruhe und Harmonie. Bücher und Bilder waren von erlesemem Geschmac und standen peinlich geordnet. Auf dem Notenständer lagen Bach und Beethoven. Das Instrument war geöffnet, als hätte die Spielende es eben verlassen.

Anna Huggler wandte den Kopf nach links und nach rechts. Ihr bewegtes Mienenspiel verriet das wechselvolle Empfinden. Die Sehnsucht brannte aus ihren Augen, als

sie der fernen, verheirateten Tochter gedachte. Aber dann trat sie zurück in Linelis Reich. Und jetzt saß plötzlich in ihren Mundwinkeln ein heimliches Lächeln. Sie verließ die erleuchteten Zimmer, und es war, als folgten ihr aus Linelis Stube fröhliche Kobolde. Ihr plötzlich beschwingter Fuß lief eilig, und sie trug die Bilder der Kinder in die Wohnstube. Sie stellte alle unter das Weihnachtsbäumchen. Sie legte die Briefe und Liebesgrüße der Kinder daneben. Linelis Bild rückte sie recht ins Licht, gegen Vaters Lehnsstuhl hin, damit es den Vater heute Abend, wenn das Bäumlein brennen würde, mit seinen lachenden Augen umfange. „Jetzt, Ferdinand, bin ich bereit“, rief sie fröhlich in die Arbeitsstube ihres Mannes.

Bald darauf entließ die Haustür zwei vermummte Gestalten hinaus in die stille Feieracht. Von der Dorfkirche her begannen die Glocken zu läuten. Ihr Läuten machte lehnsüchtige Herzen still. Anna Huggler fühlte und empfand den Frieden, den die heilige Nacht ausgoß. Sie schmiegte sich an ihren Mann, und so schritten sie, eng verbunden, eines dem andern Trost, wie in zeitlose Ewigkeiten. Nun war die Zeit erfüllt, wo sie, über die Elternpflichten und Rechte hinaus, ihr eigenes Leben leben durften. Sie fühlten es heute Abend plötzlich: nun galt es, eines im andern Genügen zu finden. Stark und froh bewegt lehrten sie heim.

„Jetzt, Ferdi, mußt du mich noch einen Augenblick allein lassen“, bat Anna Huggler ihren Mann, und öffnete ihm die Türe zu seiner Arbeitsstube. Er tat ihr gerne den Willen, wohl wissend, daß er am heutigen Abend seiner Frau Kind und Gatte zusammen sein mußte.

Es verging eine kurze Zeit; da rief ihn der helle Ton des Glöckchens. — Das kleine Bäumlein brannte im Schmuck der weißen Kerzen. Es war ein festliches, strahlendes Bäumlein und strömte eine Helle aus, daß auch der verborgene Stuben- und Herzwinkel davon hell wurde. Die lieben, vertrauten Gesichter der Kinder grüßten den eintretenden Vater. Das Lineli zwinkerte ihm mit den schalksamen Augen zu

Ferdinand Huggler trat zum Tisch und hob ein Bild nach dem andern auf. Sein Blick hastete lange auf ihnen. Als er sich in Linelis Züge versenkte, huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Darin blitzte plötzlich die ganze, liebvolle Zuneigung auf, die er für seine Jüngste empfand, das intuitive Verstehen von Mensch zu Mensch. Verwandte Seelen hielten Zweisprache. Es war eine solche Aehnlichkeit zwischen Vater und Tochter... Ferdinand Huggler stellte das Bild auf den Tisch und trat hastig ans dunkle Fenster. Er wischte mit dem Handrücken über die Augen. Dann wandte er sich jäh und trat zu seiner Frau, die am Ofen lehnte und verloren in das brennende Bäumlein starrte.

„Gelt, Anna, sogar unser Freudenblümli, unser Kobold, hat uns im Stich gelassen...“ — „Ja ja Ferdinand, das Elternhaus hat seine Macht verloren. Es gibt Bande, die stärker sind als Elternliebe...“ Hilflos tastete Anna Huggler nach der festen, starken Hand ihres Mannes. Und er umschloß die ihre mit festem Druck. Aus schlummernden Schichten verborgener Tiefen strömte ihnen Kraft... Sie empfanden ahnend das Unnembare, das, leimend noch, ins neue Leben schob: ihre letzte Entwicklung und Einheit. Aus diesem Gefühl heraus rang es sich von Anna Hugglers Lippen:

„Du, Ferdinand, mir ist, als hätten wir schon das Altenteil bezogen.“ Und ein wenig später: „Sie brauchen uns jetzt nicht mehr, die Kinder...“ „Jetzt nicht, Anna, aber um ein wenig später vielleicht doppelt — — Bielleicht...“ Lange saßen sie schweigend und schauten in die hellen Lichter des Bäumleins, zufrieden, wunschlos, eines getragen von der zarten Güte und dem Verstehen des andern. Die Weihe erfüllten Lebens lag in dem Raum... Schon erlosch da und dort ein Kerzlein, lohte auf — sank in sich zusammen.

Da gellte ungestüm die Haussglocke. Und war nicht verflungen, hasteten flinke Füße treppauf. Schon war der Schritt an der Türe. Die beiden lauschten mit angehaltenem Atem. Ram das Weihnachtslindlein? — Das Wunder von Bethlehem? — Schon flog die Türe auf. — Es war nicht das Weihnachtslindlein

Es war das Lineli! Mit einem erstdaten Jubelruf flog es den beiden an den Hals. „Vati, Mutti, da bin ich! Da habt ihr mich! Ich wollte —. Aber ich hab's einfach nicht ausgehalten ...“ In zwei Herzen brannten plötzlich die Wunden, die das Heimweh geschlagen, nicht mehr so schmerzend

Bauer zur Weihnacht.

Von Oskar Kollbrunner, Hüttlingen.

Auch der Bauer hat seine Weihnacht heute, Doch er feiert stiller, wie andere Leute. Er sieht sein Tannenbäumchen an Und denkt: „Wie hab' ich dir weh getan!“ „Es war nicht schön, es war nicht klug, Daß ich dich gestern im Jungwald schlug.“ Und beschämt schaut der Bauer zum Bäumchen hinaus, Die Bäuerin steht schon die Kerzen darauf: Blau, grün, rot, golden, die ganze Pracht, Die da schimmern soll in der heiligen Nacht. Dann tollen die Kinder zur Stube hinein Und das Bäumchen darf glänzen und Christbaum sein. Und dem Bauer, dem werden die Augen froh: „Herrgott, was blinkst und funkelt du so?!“ Da ist es, als nückt das Bäumchen im Traum: „Weil du mich erkoren zum festlichsten Baum.“ Harzdurstend schwelt eine Welle Dank Zu ihm hinüber zur Ofenbank, Und er lächelt geruhig ins selige Heute, Nur ein wenig stiller wie andere Leute.

Die Wandgemälde von Paul Zehnder in der Stadtkirche Winterthur.

Die protestantische Kirche kommt mehr und mehr von ihrer puritanischen Einstellung gegen die darstellende Kunst als religiöses Ausdrucksmittel ab. Man beginnt wieder, das Kircheninnere mit Wandgemälden und Plastiken zu schmücken. Neue Kirchenbauten, die an der von den Reformatoren geforderten Nüchternheit und kühlen Leere festhalten, dürfen Ausnahmehinweise sein. Die Regel ist, daß sich der Architekt bemüht, unter Mitarbeit von Künstlern das Innere der Kirche farbenfroh und kunstbetont zu gestalten.

An dieser Wandlung hat die Entdeckung vorreformatorischer Fresken und Bemalungen unter der abblätternden Tünche einen nicht geringen Anteil. Die Neugierde, was da wohl zum Vorschein kommen werde, und kunsthistorisches Interesse ließen diese alten Malereien wieder auferstehen. Es gibt im Bernerland allein wohl über ein Dutzend Kirchen, die in der Weise renoviert worden sind, daß man die alten Malereien wieder hervorbrachte und sach- und fachgemäß auffrischte. Man hat das Kircheninnere also eigentlich restauriert, d. h. einen früheren Zustand wieder hergestellt.

Es lädt sich nun die Frage aufwerfen, ob dieses Vorgehen richtig ist; ob aus einem Schmuck, der vor vierhundert und mehr Jahren stilgemäß war und dem Kunstepfinden derer entsprach, die ihre sonntägliche Erbauung daran haben sollten, ob aus diesem historischen Kirchenschmuck auch dem heutigen Gottesdienst die gewünschten Stimmungswerte zufließen.

Das religiöse Leben in der kirchlichen Formulierung ist zweifellos getragen von historischem Geiste. Die Symbole einer jeden Gottesverehrung sind geworden, haben sich aus